

WOLFGANG ENGLER

*Die Ostdeutschen  
als Avantgarde*



AUFBAU TASCHENBUCH

# Inhalt

Vorrede .....	7
Das ostdeutsche Idiom .....	11
<i>Wie es kam, daß die »Ostdeutschen« aus der DDR als Ostdeutsche hervorgingen</i>	
Herausforderung und Antwort .....	41
<i>Warum es nach 1989 nicht zum Streit der Generationen kam und wie die Jüngeren den Umbruch verarbeiteten</i>	
Vom Kollektiv zum Team .....	71
<i>Wie die arbeiterliche Gesellschaft die industrielle Vergangenheit konservierte und die Menschen dennoch für die Zukunft erzog</i>	
Downsizing auf ostdeutsch .....	99
<i>Wie die arbeiterliche Gesellschaft sich auflöste, was an ihre Stelle trat und worüber man ganz neu nachdenken muß</i>	
Schicksal und Geschick .....	129
<i>Warum Ostdeutsche ihr Scheitern nicht psychologisieren, sondern unbeirrt in soziale Begriffe fassen</i>	
Die kritische Masse .....	163
<i>Warum sich die Ostdeutschen von der Arbeitsgesellschaft befreien müssen, um ihr Glück zu finden, und wie das gelingen könnte</i>	
Nachbemerkung .....	199
Quellenhinweise .....	203

# Das ostdeutsche Idiom

Wie es kam,  
daß die »Ostdeutschen« aus der DDR  
als Ostdeutsche hervorgingen

Andererseits, dieser Personenkreis wäre zu haben gewesen für ein gesellschaftspolitisches Engagement, das dem Selbstverständnis der Bundesrepublik zu mehr Wirklichkeit verhelfen wollte, was Rechtssicherheit, soziale Gerechtigkeit, Verständigung mit den osteuropäischen Nachbarn und Kriegsoffern angeht; und nämlich nicht als fünfte Kolonne im ausländischen Auftrag, sondern aus einer Loyalität zur Bundesrepublik, die sich eine bessere Bundesrepublik wünscht, eine Verwirklichung auch von Erwartungen, die die DDR enttäuscht hat. Es ist leider nicht ausgemacht, ob die Bundesrepublik einer Loyalität bedarf, die über die Umlage kommunaler Kosten hinausginge. Vorläufig ist es möglich, daß ein politisches Engagement verkümmert zur passiven Verarbeitung von Politik.

*Uwe Johnson, Versuch, eine Mentalität zu erklären (1970)*

Eine soziologische Erzählung über die Ostdeutschen, über ihr kollektives Geschick seit dem 89er Umbruch und über die Aussichten, die sich ihnen im heutigen Deutschland und in der Welt eröffnen, muß sich zuallererst ihres Personals versichern.

Die Ostdeutschen – gibt es die überhaupt? Bilden sie, nachdem sie Mauer und Befestigungsanlagen zum Einsturz brachten, noch eine abgrenzbare Einheit? Weiß die politische Geographie der Gegenwart noch von Ostdeutschen und Ostdeutschland? Stimmt die Himmelsrichtung?

Diese Fragen sind alles andere als rhetorischer Natur; sie führen mitten ins Thema. Sie stellen sich bei dieser Untersuchung auch nicht zum ersten Mal, sondern tauchten bereits im Zusammenhang einer früheren Betrachtung auf, die »Die Ostdeutschen« ebenfalls im Titel führte. Und es hat nicht an Kritiken gefehlt, die darin eine unzulässige Verallgemeinerung erblickten, wenn nicht sogar Schlimmeres, eine abgehobene, dem Denken und Fühlen der Menschen äußerliche Konstruktion.

Zunächst: Kollektive Biographien, gemeinschaftliche Schicksale gibt es so gut wie individuelle, und solange man sich der Vielfalt in der Einheit bewußt bleibt, spricht nichts gegen ein solches Verfahren. »Der Ostdeutsche« wäre eine gehaltlose Abstraktion gewesen, die die schlechtesten Traditionen der alten Völkerkunde heraufbeschworen hätte; »Die Ostdeutschen« schloß die Differenz in sozialer, kultureller, geschlechtlicher und generationsmäßiger Hinsicht von vornherein ein, freilich auch das die Unterschiede Übergreifende, die in der unendlichen Abstufung von Lagen und Charakteren sich manifestierenden Gemeinsamkeiten.

Das simple Mißverständnis einmal ausgeräumt, Identität eigne nur dem Individuum, der Person, höherstufigen Überlebenseinheiten aber nicht, bleibt immer noch der andere Einwand. Die objektiven Gemeinsamkeiten, die die Analyse herauspräpariert, können dem verbreiteten Empfinden der Menschen durchaus widersprechen.

In der Tat bezeichneten die Bewohner der DDR sich selbst kaum als »Ostdeutsche«; ein Problem, mit dem die frühere Abhandlung rang, ohne eine Lösung zu finden, die Objektives und Subjektives befriedigender in Einklang brachte. Natürlich wäre es möglich gewesen, den offiziellen Sprachgebrauch aufzugreifen und von »DDR-Bürgern« zu sprechen. So argumentierte auch ein Kritiker in vorwurfsvollem Ton:

»Ein Buch mit dem Titel ›Die Ostdeutschen – Kunde von einem verlorenen Land‹ wäre vor der Wiedervereinigung in der DDR auf jeden Fall für das Werk eines Revanchisten gehalten worden. Dort gab es keine Ostdeutschen, sondern nur Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, die überdies auch kein ›verlorenes Land‹ im Osten kannte, da sie sich für ein neues Deutschland hielt; das alte hatte Hitler verspielt. Nur die westdeutschen Revanchisten sprachen noch von Ostdeutschland und nannten die DDR Mitteldeutschland.«

Was hätte Uwe Johnson dazu wohl gesagt, der schon in den sechziger Jahren in seinen literarischen Werken wie selbstverständlich von »Ostdeutschen« und »Westdeutschen« sprach, um gegenüber ideologischen bzw. revanchistischen Zuschreibungen wie »die Brüder und Schwestern in der Zone« oder »die Mitteldeutschen« ausdrücklich Abstand zu gewinnen? Und so wie mit diesen Etiketten hätte es sich auch mit den »DDR-Bürgern« verhalten. Die Formel suggeriert, gewollt oder ungewollt, eine Identifizierung mit dem Staatswesen, die mehrheitlich gerade nicht vorhanden war. Sich ihrer zu bedienen hätte bedeutet, die bei unterschiedlichen sozialen Gruppen unterschiedlich ausgeprägte

Distanz zur DDR stets mitzuformulieren, und das wäre der Darstellung schon sprachlich nicht gut bekommen.

Aus sachlichen Gründen weit näher lag die Rede vom »gelernten DDR-Bürger«, in der die ironische Distanz zu den politischen Gegebenheiten und zu sich selbst vernehmbar mitschwang. Sie stets aufs neue zu bemühen, widerstrebte mir nicht nur aus stilistischen Gründen; irgendwann hatte der gelernte DDR-Bürger die DDR ebenso über wie der ohne weitere Ausschmückung und wünschte sich nur noch eines – Bürger ohne DDR zu sein. Diese Ablösung im einzelnen darzustellen war eine der wesentlichen Absichten des Buches. Ihr kam »Die Ostdeutschen«, geographisch korrekt und gefühlsarm, am besten entgegen.

Eine letzte, dann doch verworfene Möglichkeit bestand darin, die Ostdeutschen zunächst durchgehend in Anführungszeichen zu setzen und erst auf jenem Punkt der Argumentation auf diese zu verzichten, an dem die derart Angesprochenen sich ihren Weg ins Freie bahnten und die DDR geistig und praktisch überwandten. Das allein hätte die Perspektive des Soziologen mit jener der Akteure versöhnt und den massenhaften Abstoßungsprozeß sprachlich korrekt markiert.

Nur, wer hätte das beim Lesen wirklich so verstanden und dabei nicht vielmehr die in Anführungszeichen gesetzte oder als »sogenannt« apostrophierte DDR aus den Zeiten des Kalten Krieges assoziiert?

All diese Schwierigkeiten und Fallstricke ins Kalkül gezogen, erscheinen mir »Die Ostdeutschen« noch heute als die komfortabelste Lösung.

Dies um so mehr, als sich die Bewohner der DDR nach dem Umsturz der politischen Verhältnisse und, je längere Zeiträume seither verstrichen, in desto höherem Maße gerade als Ostdeutsche zu erkennen gaben.

Daß »die Ostdeutschen«, wie der Titel dieses Kapitels es zum Ausdruck bringt, als Ostdeutsche aus der DDR her-

vorgingen, ist in vieler Hinsicht erstaunlich und einer eigenen Betrachtung wert.

Setzten sie sich doch zunächst auf dem kurzen Weg vom Spätherbst 1989 bis zum Vollzug der deutschen Einheit in ihrer großen Mehrheit unübersehbar gesamtdeutsch in Szene, sprachlich, symbolisch, programmatisch. Sie konnten, scheint es, seit »das Volk« aus dem bestimmten in den unbestimmten Artikel ausgewandert war – »Wir sind ein Volk« –, nur noch Deutsche.

Daß der kollektive Resonanzboden, der den Ruf erschallen ließ, nicht rein, sondern mit Kränkungen und Ressentiments (»Deutsche zweiter Klasse«) durchsetzt war, kräftige Verstrebungen noch älterer Prägungen aufwies, verstörte vor allem die Gebildeten in beiden Teilen Deutschlands. Hier schienen Tabus und Verkapselungen aufzubrechen, die am besten für immer unter Verschuß geblieben wären.

»Die Westdeutschen verwachsen mit Westeuropa, viele sogar mit Nordamerika; die Ostdeutschen fanden nur wenig Zugang zu ihren Nachbarn«, schrieb der Historiker und Journalist Peter Bender, und: »Die Westdeutschen wurden Europäer, soweit man das werden kann, die Ostdeutschen blieben deutsch.« Mit diesem Urteil offenbar nicht ganz zufrieden, fügte er sogleich hinzu:

»Beide wurden von ihrem politischen und wirtschaftlichen System geprägt, und da es vier Jahrzehnte lang geschah und mehrere Generationen schon in diesen Systemen aufwuchsen, wirkte die Prägung stark und nachhaltig. Aus Deutschen wurden einerseits Ostdeutsche und andererseits Westdeutsche, ein Unterschied, der die Vereinigung mehr als alles andere behindert.«

Wie nun?

Entstiegen die Einwohner der DDR dem von ihnen selbst zum Einsturz gebrachten Staatsgebäude als Deutsche oder als Ostdeutsche? Resultierten die Reibungen zwischen den beiden Großgruppen vornehmlich daraus, daß die Ostler zu viel Nationales, Nationalstaatliches mitbrachten;



»altdeutsches« Gepäck, mit dem die Westler nichts mehr anzufangen wußten, oder hatte umgekehrt zwischen Elbe und Neiße doch eine der »Verwestlichung« entsprechende »Veröstlichung« stattgefunden?

Oder gilt vielleicht das von Bender nicht in Betracht gezogene Dritte, daß sich die Ostdeutschen in ihrem Wunsch und Angebot, als Deutsche, möglichst erster Klasse, wahrgenommen und behandelt zu werden, abgewiesen fühlten und deshalb einen Wissens- und Erfahrungsvorrat, der ihnen geläufig war, nach Anknüpfungspunkten für die neue Zeit befragten?

Dafür spricht einiges.

Manchem mag es so ergangen sein wie dem Schweißler aus Wismar, den ein Dokumentarfilm aus der Mitte der neunziger Jahre zu Wort kommen ließ.

Im Unterschied zu vielen seiner einstigen Kollegen von der Matthias-Thesen-Werft war er während der Dreharbeiten noch in dem unterdessen in »Meerestechnik Wismar« umbenannten Unternehmen tätig. Die Belegschaft schrumpfte zu dieser Zeit weiter und ebenso das Betriebsgelände. »Der Zaun kommt immer näher an die Halle heran«, hört man ihn sprechen, »die Werft wird immer kleiner.« Dem aktuellen Eigentümer droht Insolvenz.

Noch weiß er nicht, wie der Nachfolger, die »Bremer Vulkan«, mit ihrem Besitz verfahren wird. Indes bedurfte er dieser Erfahrung auch gar nicht, um den Ostdeutschen in ihm aufzurufen. Sein prägendes Erlebnis lag bereits Jahre zurück. Kurz nach der Grenzöffnung war er im Harz, und da traf es sich, daß der Brocken, bis dahin militärisches Sperrgebiet, wieder für jedermann zugänglich war.

Oben angekommen, begegnete er einem Westdeutschen, der mit ausgestrecktem Arm über die Landschaft fuhr und verkündete: »Da unten, das reißen wir alles ab, wird neu gebaut.«

Das genügte; seine damalige Erregung hat sich mit den Jahren kaum gelegt.